

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1919

22.6.1919 (No. 25)

Die Pyramide

Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt.

Nr. 25

Karlsruhe, Sonntag, 22. Juni

1919

Inhalt: Friede. Von Ludwig Marx. — Elsassische Geschichte in neutraler Beleuchtung. Von Dr. Franz Schnabel. — Die Bühnen und die neue Zeit. Von Stegmann von Haussegger. — Der Gotthold. Von Gertrude Maier-Seuser. — Ercheinungen, Wallfahrten und Wunder. Verse eines kathol. Menschen. Von Wolf Gustaf Saebler. — Sindurch mit Freunden! Von Ludwig Finkb.

Friede.

So schaute dich des Kindes gläubig Träumen,
und Künstler schufen so dein Marmorbild:
hernieder schwebend, wie aus Sternenträumen,
ein Engel, eine Göttin, lichtungshüllt.

Und leise, wie sich Mutterhände legen
weich auf ein fieberheißes Haupt,
so floß ein stiller, reicher, heil'ger Segen
tief in die Seele, die an dich geglaubt.

Und wieder nahst du. Doch mir weint die Seele,
weil sie dich so, so nimmer glauben kann:
So starrt aus halbgebrochener Flugehöhle
ein lieber Freund uns sterbend an.

Du stirbst. So wirst du nimmer leben,
sie nahmen dir, was dir die Gottheit gab;
sie nennen's siegen, doch uns macht es beben —
und wieder sinkt ein Glaube in das Grab.

Ludwig Marx.

Elsässische Geschichte in neutraler Beleuchtung.

Von Dr. Franz Schnabel.

Wenn irgend jemand unmittelbar von dem Schicksale Elsas-Lothringens berührt wird, so sind es wir hier im Südwesten Deutschlands. Denn mit dem Verluste der alten deutschen Grenzmark sind wir selber wieder Außenposten und Vorwerk geworden, und sollten wir nicht wissen, was das bedeutet, so brauchen wir nur in unserer Heimatgeschichte um zweihundert Jahre zurückzublättern und die Bedrücknisse der Franzosen uns ins Gedächtnis zurückzurufen. Noch mag da und dort die Hoffnung lebendig sein, daß Brennus nur eben heute noch sein Schwert in die Wagsschale werfen konnte und daß eine neue und bessere Ordnung des Völkerverkehrs sich — so oder so! — dennoch werde durchsetzen müssen: an der Tatsache der Vergewaltigung und an der bitteren Enttäuschung, daß die Sehnsucht der Völker seit fünf Jahren immer wieder zertreten worden, wird sich vorerst nichts ändern lassen. Doch da die Fürsprecher des Diktatfriedens noch immer mit frommen Worten einhergehen und auch in den Augen der Neutralen oft noch als die Schlichter der Gerechtigkeit und der Völkerfreiheit erscheinen, mag der eine Gedanke wenigstens uns noch übrig und möglich bleiben, daß der uns Gewalt und Unrecht ihrer pharisäischen Mäste zu entkleiden heißt. Wir haben nur wenige Zeugen für unser Recht, denn durch eigene Schuld und fremde Gewandtheit haben wir noch immer auch die neutrale Welt gegen uns. Doch wo sich Stimmen regen und im Namen der Völkerzukunft für das Recht des Elsas reden, müssen wir sie hören und sammeln, auf daß sie doch noch einmal ein starker Chor werden und also wirken können.

Da ist nun ein neutraler, ein schweizerischer Historiker aufgetreten und läßt sich über die Geschichte des ihm vertrauten und benachbarten Elsas vernehmen. Der Baseler Staatsarchivar Rudolf Wadernagel, dem wir schon so manche wertvollen Quellenwerte zur Geschichte

unserer oberrheinischen Lande verdanken, hat im vergangenen Sommer an seiner Heimatuniversität Vorlesungen über die Geschichte des viel umkämpften Landes gehalten, das in der Vergangenheit untrennbar mit den wechselnden Geschicken des deutschen und des schweizerischen Volkes verknüpft war und nun in unserer Gegenwart einen Vorwand und Anlaß zu der Weltkatastrophe hat bieten müssen. Die Vorlesungen liegen jetzt gesammelt unter dem Titel „Geschichte des Elsas“ vor (Basel 1919, Verlag Frobenius), und auch ein weiterer Kreis von Lesern kann sich überzeugen, wie hier die „elsässische Frage“ — die doch in erster Linie eine historische ist und auch von den Gegnern nur mit geschichtlichen Argumenten vertreten wird! — von einem Schweizer Historiker vor schweizerischen Zuhörern behandelt wird. Nicht als ob Wadernagel politische Interessen vertritt oder in die Diskussionen des Tages eingreifen möchte! Im Gegenteil, seine Darstellung vermeidet sorgfältig jede Nebenanwendung und jede unmittelbare Bezugnahme; aber an den entscheidenden Stellen der deutschen und französischen Geschichte, wo das Schicksal des Elsas stets immer gleich im Mittelpunkt gestanden ist und wo die französische Publizistik seit einem Jahrhundert immer auch mit besonderem Vorzueile das „Recht“ Frankreichs begründet sieht, gibt Wadernagel Urteile, die eine Ablehnung der französischen Berufungen auf das historische Recht bedeuten. So betont er gleich am Ursprung der deutsch-französischen Nationalitätenbildung die grundlegende Wichtigkeit des Vertrages von Meerssen vom Jahre 870, der mit der Auflösung des lothringischen Zwischenreiches das ganze linke Rheinufer zum Deutschen Reiche brachte, wozu es nach Sprache und Kultur damals schon unstrittig gehörte. Schon damals wurde nach Wadernagels Ausführungen nicht mehr der Rhein als Völkergrenze empfunden; er trennte das Elsas ohne Zweifel in mancher Hinsicht vom übrigen Deutschland, er machte es zum weit vorgeschobenen Vorposten und wirkte als Binnengrenze, aber einschneidender und mächtiger war doch die Scheidung nach Westen hin durch den Vogesenkanon.

Das war der Status der Dinge das ganze Mittelalter hindurch, und kein Anspruch des westlichen Frankreichs ist laut geworden; das Elsas hatte seinen Anteil am deutschen Leben und brachte selber volle und reiche Töne zu der gewaltigen Kultursymphonie des germanischen Mittelalters hinzu. Die staufischen Kaiser haben hier, wo ihre Burgen und Forsten lagen und ihre treueste Mitterschaft beheimatet war, einen Kern ihrer Reichsmacht besessen, und auch die Habsburger haben in ihren ersten, besten Zeiten die Wurzeln ihrer Kraft dem elssässischen Boden, dem sie selber geradezu entstammten, entnommen. Wohl brachte schon das Mittelalter in den Tagen seiner höchsten Kulturentwicklung eine mächtige Welle französischen Einflusses über das ganze Deutschland; aber selbst das elssässische Grenzland hat die neuen und wertvollen Kulturelemente, die von Westen kamen, nur langsam aufgenommen und durchaus selbständig verarbeitet, und was die höfische Dichtung und die nordfranzösische Gotik Wertvolles enthielten, flücht in germanischer Umformung aus Godefried von Straßburg und aus dem Straßburger Münster noch heute zu uns. Als endlich die Nachfolger Rudolfs von Habsburg den Schwerpunkt ihrer Hausmacht und damit auch den des Reiches nach dem Osten verlegten, begann das Verhängnis der deutschen Geschichte, und es traf in erster Linie das Elsas: eine geschlossene Territorialmacht konnte sich hier nicht bilden, weil die habsburgischen Besitzungen im Oberelsas hemmend im Wege standen, ohne selber weiter ausgebaut zu werden; jenseits der Vogesen aber reisten langsam große, in sich gefestigte Staaten heran — zuerst Burgund und dann, als sein Erbe, Frankreich —, und es begann schon gegen Ende des Mittelalters jene französische Ausdehnungspolitik, die nach der Rheinlinie strebte. Von ihr bezeugt Wadernagel schon für jene frühe Zeit, daß sie „nur aus dem natürlichen Verlangen des Mächtigen nach Mehr hervorgegangen“ sei und daß alle jene historischen Reflexionen, die schon damals sich auf das alte Gallien und die Rheinlinie Julius Caesars beriefen, nur dazu dienten, „jenem Verlangen einen Stützpunkt zu geben.“

Jahrhunderte dauerte es, ehe die französische Macht stark genug geworden war und zu ihrem Ziele gelangen konnte. Und in allen diesen Jahrhunderten blühte im Elsas die deutsche Kultur und das deutsche Wesen: die Geschichte des deutschen Humanismus und der deutschen Reformation ist ohne die Elsäcker Wimpfeling, Sebastian Brant, Martin Bucer und ohne die Straßburger Schule des Johann Sturm nicht zu denken. Dann kommt im Jahre 1552 der erste Einfall Frankreichs — ewig bemerkenswert als Zeichen des Wandels der Dinge! — und seitdem ist das Elsas mehr noch als das übrige Deutschland der Tummelplatz der Heere Frankreichs und Österreichs, die miteinander um die Weitherrschaft ringen. Man kennt die einzelnen Stufen dieses hundertjährigen Kampfes, dessen Resultat schließlich nicht einmal durch einen völkerrächtlichen Vertrag festgestellt wurde, sondern einfach durch die vollendete Tatsache einer dauernden französischen Besetzung und Einverleibung des Elsas sich aussprach. Es ist wertvoll, sich das Urteil des schweizerischen Historikers über diese verächtliche sogenannte „Reunionspolitik“ Ludwigs XIV., welche die Fürsprecher der gegenwärtigen französischen „Desannexion“ so gerne beschönigen, kurz zu

vergegenwärtigen. Er nennt es „befremdlich, daß hier eine Frage der internationalen Rechte durch ein nationales Gericht entschieden wurde“, und „widerlich“ nennt er diese „Masierung der Gewalt durch ein scheinbares Gerichtsverfahren, durch den scheinbaren Ernst historischer Deduktion“. Denkwürdig bleibt darum auch heute noch das freimütige Wort, das Fénélon, der große Theologe am Hofe des Sonnenkönigs, bei der Annexion des Elsass an Ludwig XIV. richtete: „Sie haben, o König, die Reunionsgerichte eingesetzt, um beides zugleich zu sein, Richter und Partei; das heißt dem Unrecht und der Gewalttat noch Schimpf und Spott hinzufügen.“ Und weiter wertvoll ist die ja auch sonst in der Wissenschaft bekannte, aber von den Franzosen gerne unterschlagene Tatsache, die jetzt auch der Schweizer Historiker ausdrücklich betont, daß nämlich von dem ganzen Elsass lediglich die alten habsburgischen Territorien und die Stadt Strassburg förmlich an Frankreich abgetreten und als französische Erwerbungen völkerrechtlich anerkannt wurden. Die französische Herrschaft über das übrige Elsass wurzelte ausschließlich nur in der einfachen Tatsache des Besitzes und — wie Wadernagel ausdrücklich feststellt — in Annexion, der zudem noch jede rechtliche Begründung fehlte und dauernd gefehlt hat.

Wenn Frankreich trotzdem das Elsass auch innerlich sich eingegliedert und langsam für sich gewonnen hat, so lag das an der geschickten Politik, die seine Staatsmänner nach der Eroberung anzuwenden wußten. Nicht ohne eine gewisse Bebnut lesen wir heute diese Kapitel, die zeigen, wie glänzend die bourbonische Verwaltungskunst hier gearbeitet hat und wie viel eine spätere deutsche Bureaupolitik, als sie im umgekehrten Falle vor eine ähnliche Aufgabe gestellt war, von den Intendanten des Ancien Régime hätte lernen können. Ludwig XIV. übernahm ein zerrüttetes, verwüstetes, durch ein Jahrhundert des Krieges ausgeplagtes Land, das zudem deutsch war und artfremd seinem Volke. Aber abgesehen von der gewaltsamen Kirchengewalt, die von Hof und Geistlichkeit gegen den Willen der meisten Staatsmänner durchgesetzt wurde, übte die französische Regierung den Elässern gegenüber eine geschickte Methode der Zurückhaltung, ein „régime de douceur“. Man achtete Überlieferung und Autonomie, schonte die Freiheiten und Gewohnheiten, förderte das Land auch dann, wenn dies den Interessen des Bischofs und der französischen Industrie nicht entsprach, vergab die öffentlichen Stellen nur an Elässler und eröffnete diesen andererseits auch das Fortkommen in Frankreich selbst. Die Ebnungen eines wohlgeordneten, starken, einheitlichen Staatswesens kamen so dem Elsass zum ersten Male seit dem Untergange der staufischen Herrschaft wieder zu gute, und auf diesem Wege der schonenden Milde und einer weitsehenden Freigebigkeit erlangte man schließlich doch eine immer enger werdende, innerliche Verschmelzung: das Strassburg des jungen Goethe ist doch schon ein „Mein-Paris“, in dem die vornehme Jugend aus aller Welt zusammenströmt, um französische Sitten und Umgangsformen zu lernen — jenes Strassburg, dem erst die Bautätigkeit der Robans den französischen Charakter verliehen hat.

Die große französische Revolution hat dann auch hier die Arbeit der Bourbonen nur einfach vollendet und auch jene Bedrängnisse, in welche schließlich auch das Elsass wie ganz Frankreich durch die wachsenden Finanznöten der letzten vorrevolutionären Zeiten gekommen war, hinweggenommen; sie erst hat die Französisierung auch des platten Landes erreicht! Leider hat Wadernagel diese Periode nicht mehr in seine Schilderung einbezogen, obwohl doch die elässische Geschichte des 19. Jahrhunderts gerade heute von besonderem Belange ist; aber er wollte offenbar die wissenschaftlichen und politischen Interessen nicht miteinander vermengen. Dennoch wäre gerade die Schilderung dieser Epoche eine dringende und lanterwürdige Aufgabe, der sich ein sachkundiger Historiker trotz aller Bedenken unterziehen sollte; denn wir empfinden gerade jetzt diese Etade sehr schmerzlich. Aberhaupt darf es bei dieser Gelegenheit nicht verschwiegen werden, daß die vier Jahrzehnte, seit das Elsass zum Deutschen Reich gehört, leider vorübergegangen sind, ohne daß sich ein Historiker gefunden hätte, der die wissenschaftlichen Möglichkeiten, die sich seit 1871 boten, benutzt hätte, um eine kritisch fundierte und umfassende Geschichte des Ellasses zu schreiben. Die deutsche Geschichtswissenschaft hat in diesem Zeitraum viele, überaus wertvolle Einzeluntersuchungen aus der elässischen Geschichte vorgelegt, aber auch hier hat sie dann in unaufhörlichen gelehrten Bedenkllichkeiten, die auf die Vollständigkeit nicht verzichten wollten, den entscheidenden Schritt zur Synthese schließlich nicht mehr gewagt. Eine Möglichkeit, das Verfallene auf deutscher Seite nachzuholen, dürfte heute kaum mehr gegeben sein, und ob sich ein neutraler Historiker finden wird, der Sachkenntnis und Objektivität genug besitzt, dürfte immerhin zweifelhaft bleiben. Denn auch Wadernagels Buch will ja leider nichts weiter sein als eine Zusammenstellung von Vorlesungen und bietet daher weder eigene Forschungen noch einen gelehrten Apparat. Dabei wäre Wadernagel nach der glänzenden Probe seines Könnens, die er in seiner Geschichte „Basels“ gegeben hat, für eine würdige Geschichte des Ellasses sicher der richtige Mann gewesen, zumal die Geschichte Basels mit der des Ellasses während des ganzen Mittelalters parallel geht und er daher über eng verwandte Stoffkenntnis verfügt. Nun aber müssen wir uns bescheiden und können wieder einmal lediglich nur feststellen, daß die deutsche Gründlichkeit auch hier zwar vielerlei vorbereitet, aber wenig zum Abschluß gebracht hat.

Die Bühnen und die neue Zeit.

Von Siegmund von Haussegger.

Anforderungen stellt die neue Zeit zweifellos an Bühne und Drama die größten. Vor allem die, daß sich der Geist der Kunst nicht in den Diensten des, sich gerade bei Umwälzungen am lärmendsten gebärdenden Tages begibt, sondern seine Aufgabe allein in der Darstellung dessen sieht, was, in der Zeit erlebt und kundgegeben, über die Zeit hinaus Sinn und Bedeutung erhält. Ob

die heutigen Bühnen fähig sind, diese oder irgend welche Anforderungen höchster Art mit zu erfüllen, muß dahingestellt bleiben. Beim Schauspiel liegen die Verhältnisse immerhin besser als bei der Oper. Hier aber, wo die, der Gedankenlosigkeit scheinbar so entgegenkommende Musik auch die Bestimmungslosigkeit unterstützt, könnte es kaum schlimmer stehen. Mit wenigen rühmlichen Ausnahmen sind unsere Opernhäuser Geschäftsunternehmungen, die künstlerische Bestimmung nur insoweit betätigen, als sie eben zum Geschäft gehört. Statt in der Zeit schwerster Not und Erniedrigung von der Bühne herab durch den Mund unserer großen Meister zum Volk zu sprechen, machen sie sich zum Elaven des Publikums und befriedigen den erbärmlichsten Tagesgeschmack. Hinter der leeren Phrase von der „internationalen Kunst“ verbirgt sich ihr und des Theaterpublikums vollständige Gleichgültigkeit gegen die nationalen Erfordernisse — wenn nicht Schlimmeres —, die sie vergessen läßt, daß wir eine deutsche Kunst besitzen, die in ihrem Geist zu pflegen erste Pflicht ist. Statt dessen wird ein würdeloser Kult mit oft recht minderwertigen ausländischen Erzeugnissen getrieben. Es darf und kann nicht geleugnet werden, daß der Durchschnitt unserer Theater nicht mit dem Maßstab kultureller und sich ihrer Verantwortlichkeit voll bewußter Einrichtungen gemessen werden darf, daß wir mithin in ihn Hoffnungen auf eine fruchtbringende, unsere deutsche Kunst nach ihren innersten Lebensnotwendigkeiten fördernde Mitarbeit nicht setzen dürfen.

Es ist wahr, die „neue Zeit“ ist erst wenige Monate alt, und es wäre voreilig, jetzt schon über sie ein Urteil zu fällen. Vorläufig stehen Hoffnung und Befürchtung unvermittelt nebeneinander. Mit dem Wegfall der Hoftheater ist dem kunststimmigen Wirken manches Fürsten ein höchst bedauerliches Ende bereitet. Wird die Demokratisierung dafür einen Ersatz schaffen? Wohl könnte man hoffen, daß unverbrauchte und von echtem Bildungsdrang erfüllte Kreise des Volkes als reinigendes Element an die Stelle des durch Ueber-, Pseudo- und Unkultur verdorbenen kunstübersättigten Modepublikums treten werden. Schon hört man aber mit Sorge, wie mancherorts Theaterdirektoren von den augenblicklichen Machthabern zu weitestgehenden Zugeständnissen an den „Geschmack“ des Publikums veranlaßt werden, damit den demokratisierten Unternehmungen möglichst große Einnahmen zufließen. Es wäre eine schlechte Ertragserschaft, wenn an Stelle der auf politischem Gebiet so laut verkündeten Bekämpfung des Unternehmertums auf künstlerischem erst recht eine Steigerung des bisher schon unerträglichen Geschäftselles erstrebt würde. Nein, solange nicht der Unterschied zwischen Theater als Kunstinstitut und als Schaubude mit letzter Klarheit durchgeführt wird, ist von der Bühne eine wirkliche Förderung des Kunstlebens nicht zu erhoffen. Kunstinstitut kann das Theater aber nur sein, wenn es von der Notwendigkeit möglichst hoher Einnahmen unabhängig gemacht wird. Hier findet der Staat eine große Aufgabe, ihm wird es obliegen, das Theater von dem fast ausschließlichen Monopol der kapitalistisch-kriegsgewinnlerischen Kreise zu befreien und es dem Volke als Kunststätte wiederzugeben, d. h. allen denen, die ein innerer Drang zur Kunst befeelt, ganz gleich, ob arm, ob reich.

Der Gotthold.

Von Hermine Maier-Senier.

Vier Duben waren der Bäuerin im zarten Alter gestorben. Seit sie den fünften erwartete, war sie sehr eigen und jagte: „Der wird gesund und alt, und Gotthold muß er heißen. Jeden Tag hab ich mich mit em G'sicht gege d' Sonne gwäsch. D' He-medle hab ich alle bleicht und 's Vaterunser dazu bett.“

Die Hauptsache aber hatte sie verschwiegen. Sie war eine schöne und stolze, aber auch eine jähzornige Frau. Nun hatte ihr eine Pfährige Alte gesagt: „Gud, Ganne, solang so dein Born fröhlich, erhaltst du Kinner.“ Da hatte sie sich ein Gelübde getan und es fest gehalten: Es mochte kommen, was wollte, der Born bekam nicht mehr die Oberhand. Easier übermenschlich war es, und doch brachte sie es fertig. Der herzleidende Bauer wunderte sich darob und wußte es nicht recht zu deuten. Er hatte sich schon so daran gewöhnt gehabt und nahm die Sturzwellen, die sich über ihn, die Magd, das Vieh oder irgend wen gelegentlich ergossen, in Anbetracht der sonst so tüchtigen Frau ruhig hin. Nun meinte er fast, die Bäuerin sei krank und sterbe am Kindbett. Es ging aber alles gut.

Mitten in der Nacht hatte er die Kindesbas und den Doktor holen müssen. Als er mit dem Doktor kam, hatte aber die Kindesbas schon von weitem gerufen: „Wir hen e g'sunds Buble, i schäh, der Herr Doktor isch unnötig.“

Am neunten Tag schon ging die Frau zur Kirche und ihre Augen hingen mit eigenem Glanz an dem schlichten Bild des Gekreuzigten, dem sie das Gelübde getan hatte. Ein Gebet brachte sie nicht zu Ende. Leise nur jagte sie: „Gotthold“.

Nach zwei Jahren kam dann noch ein Mädchen. Eigentlich ganz unerwartet. Doch die Mutter meinte: „So, jetzt hat der Gotthold halt e Spielkamerädle.“ Immer traf das nun zwar nicht zu. 'S Luisele war im ganzen still und nachgiebig, wie der Vater, dessen gerade Nase sie auch hatte. Manchmal aber hatte sie eine Art, dem Gotthold eine mit den kleinen festen Händen herunter zu hauen, daß es knallte.

Dieser, breit, behäbig und jäh, mit der kühnen Nase der Mutter, trug ihr das tagelang nach, und wenn sie 's längst vergessen hatte, ließ er ihr wohl einen Frosch in den Hemdausschnitt hüpfen oder tunkte ihre Puppe in den Stallpfluhl und dergleichen mehr. Wenn es dann auch manchmal den Peitschenstiel zu fühlen gab, so wurde dies doch nicht viel anders.

Es war nur gut, daß die Mutter nicht soviel Zeit hatte, immer hinter alle Schliche zu kommen. Die Kinder mußten recht bald mitarbeiten, da gute Mägde rar waren und gute Knechte erst recht; alles lief in die Fabrik. Der Bauer hatte manchmal Bedenken, besonders, weil 's Luise etwas zart war. „Guck“, meinte er, „unser Kinner müße zu viel schaffe, 's Luise isch bleich und der Holde hängt e bisl vorwärts.“

„Der Holde“, meinte dann die Frau, und sie wünschte sich dabei den Schweiß von der Stirne, „der kann esse für zwei un isch gesund. Des Hänge kommt von dem viele Meite, geschtern hat er sich Blöse angritte. Jo, jo, die solle nor schaffe, do hen sie toi Zeit zum Händle.“

Aber die Zeit zum Händeln war halt hie und da noch vorhanden. Der Holde hatte eines Sonntags eine Nieserriegelnatter im Rheinwald gefunden. Die war vom Wasser vertrieben worden, weil der Rhein so hoch ging. Er brachte sie heim und sagte, sie sei tot. Die Eltern und die Schwester saßen beim weißen Käse und Grumbieren.*) Neugierig betrachteten sie die Natter, die auf einmal, von Holde losgelassen, auf 's Luise loszischte.

Zitternd hielt sich diese am Vater, und die Schlange huschte in die Küche und verschwand irgendwo. Da brauste der alte Born der Mutter wieder auf, und die Kinder standen acht Tage unter seinem lähmenden Bann.

Endlich fand der Vater die Schlange. Sie hatte sich in die Federn des alten Kanapees verringelt und war kaum herauszuholen. Er tat sie in den Garten und sagte nichts weiter, da sein Herzleiden ihm Aufregungen verbot.

Wiel später, als Holde große Fuhren Holz und Kartoffeln zur Stadt führen half, erzählte ihm der Vater das Ende der Schlange und Holde sagte nur, daß dies die einzige Woche seines Lebens gewesen sei, wo ihm die Mutter mit seinem vollen Namen gerufen habe.

Als sie in die Stadt kamen, hörten sie, es gäbe Krieg. Da meinte der Bauer, es werde nicht so sicher sein, „und wenn auch: dann bisch du noch z'jung, un i bin z'krank.“

Der Holde sagte nichts, er hieb nur eine auf den Gaul ein, so daß dieser einen wilden Schud vorwärts tat. Zu Haus wußten sie's auch schon vom Krieg, und als er dann über Nacht kam, redete keines ein Wort, ob der Holde auch noch mit müsse. 's Luise aber war viel nachgiebiger geworden. Manchmal las sie in dem Büchle von der Anna Schieber. Das hatte ihr der Holde zur Konfirmation geschenkt und es hieß: „Und hätte der Liebe nicht.“ Der Holde aber schaffte wie ein Mann und nahm dem Vater alle Arbeit ab. So ging das erste Kriegsjahr hin. Da mußte der Holde fort, und die Mutter tat wieder ein Gelübde.

Kurz vor Weihnachten war Abschied voll lähmender Qual. Gotthold aber meinte: „Versorget mer den Gaul gut, un im Frühhoir komm i hoim, d'Franzose will i scho helfe dresche.“

Im Frühjahr kam dann ein Ruffe ins Haus, der tat in lässiger Art, aber still, des Sohnes Arbeit. Die Mutter sah ihm manchmal mit haßerfüllten Augen nach, bis sie plötzlich an ihr Gelübde dachte.

So vergingen Sommer und Winter, und Urlaub um Urlaub. Breit und braun kam Gotthold heim und brachte immer einen ausgehungerten Kameraden in den Urlaub mit. Der Bauer wurde immer fleischer und die Bäuerin verlor ihre straffe Haltung und den Glanz in den Augen. Sie weinte zu viel in der Nacht. Wochenlang kam oft keine Nachricht. Gotthold war bei den schweren Fahrern und immer in Todesgefahr. Einmal schrieb er aus der Champagne: „Liebe Leut, gestern hat mich's schie packt. Sieben Kameraden neben mir hat's verrissen. Wenn ich nicht heimkomm, soll sich d' Mutter nicht so hart grämen, und 's Bäckepeters Anna, gelt, die habt ihr auch dann ein bisl lieb. Ich hätte lieber noch geschwiegen, aber gestern hat's mich doch rungerissen. Wie geht's dem Vater mit seinem Herz und dem Luise? Gelt, Luise, wenn ich heimkomm, händle tun mir nimmer, der Jakob, wo mit mir in Urlaub war, will's nett leide. Auf Wiedersehn küßt Euch Euer Gotthold.“

Weistens schrieb er nur Karten und quittierte die vielen Päckle von daheim. Er wunderte sich, wo sie Zeit und Mehl hernahmen für all die guten Sachen. Wie oft hatte die Bäuerin, die fast hager geworden war, nachts gebacket und an sich gespart und dabei leise und weich seinen Namen gesagt. Schier endlos wollte ihnen daheim die Zeit hünken, wo sie zu viere ohne den Ruff ihre Gütlein und ihren Hof bewirtschaftet hatten. Da kam eines Tages eine Karte mit einem gesunden Gluch: Kreuzhimmel, donnerwetter, wir müssen zurück. Und dann kam der Holde heim, und der Ruff ging dankbar von dannen.

Weihnachten kam, arm und still, aber der Gotthold war dabei.

Die und da ging er zur Anna und fluchte, daß er habe rückwärts müssen, was sie mit einem Blick in seine Augen als Verbesserung nahm.

Auf dem Feld und Hof und in der Scheune gab's Arbeit in Hülle und Fülle, so daß dem Holde auch die Zeit nicht lang

*) Grumbieren = Grumbirnen, Kartoffeln.

ward, als sein Pferd ein Füllen bekam und er seine Fuhren unterbrechen mußte.

Die Mutter blühte zusehends auf, und ihr Gesicht wurde wieder voll. Der Bauer meinte eines Sonntags scherzend, als sie zur Kirche ging, sie sähe aus wie eine Hochzettere und mache der Anna Konkurrenz. Da piff Gotthold langsam durch die Zähne und ging in den Stall. Vorher kniff er aber die Mutter glücklich in den Arm.

Am folgenden Tag standen sie alle im Hof. Gotthold schnitt Häckel und scherzte mit der Mutter, die gar stillsch bei der Wäsche stand im langärmeligen leinenen Hemd und dunkeln Rock. Der Vater flüchte Sattelzeug und Luise schälte Kartoffeln. Da kam ein Kriegskamerad herein und frug, ob Gotthold ihm morgen Vorspann leisten wolle, er müsse Holz holen im Eichleischlag und da sei vor dem Weg so morastig. Sofort sagte Gotthold zu. Der Vater meinte bedenklich: „Der Gaul hat erscht gejungt, weiß nett, ob er's tut.“ Die andern aber zerstreuten seine Bedenken, und so wurde ausgemacht, daß es morgen um sechs Uhr losginge.

Der Bauer war am andern Morgen selbst bei der Hand und schirrte den Gaul an. „Der macht toi G'schichte“, sagte Gotthold, und klopfte ihm auf den Hals. Doch der Braune legte sein linkes Ohr zurück und wieherte scharf. „Los, Alter“, rief der Gotthold dann, während der Vater immer noch meinte, man hätte noch zwei Tage warten sollen. „Ja“, lachte der Sohn, „dann find dem Albert sein Welle voll im Wasser versoffe“, und schwang sich, der Mutter zunichtend, auf den Wagensitz. Die Mutter ging ans Tor und sah noch, wie er am Rheinwegle anhelt und auf ein Mädel herunter redete, das — ohne neuzeitlich üblichen, schlampigen Hängeschurz — im Leinenhemd mit schönantliegendem Halsbund und Rock da stand. Leise summite die Mutter einen Choral und ging in die Küche, um Flammkuchen zu backen, bis der Holde heimkäme.

Dieser fuhr inzwischen froh nach dem Eichleischlag, lud mit auf und spannte vor. Da, als sein Pferd anzulehen sollte, riß ein Seil, und er mußte in die Stränge steigen. Kaum hatte er das Seil geknüpft, da schlug das Pferd, das die Trennung von seinem Jungen scheint's doch übel ausgelegt hatte, aus und traf ihn auf den Leib. Kreidebleich sah er auf die Stämme und fuhr heim. Aber gab ihm einen Schnaps und warme Wickel, alles wollte nicht helfen.

Nach zwei Stunden ging er heim, tat den Gaul in den Stall und sagte: „I muß mi hinlege, des Vieh hat mi trete.“ Weiteren Fragen der bestürzten Eltern wich er aus. Nachts gings nicht mehr vor Schmerzen, da holte man den Arzt. Aber als dieser kam, da war der Gotthold tot.

Zitterig stand der Bauer am Lager, unfähig auch nur ein Wort zu reden. Man sah sein Herz unterm Hemd klopfen. Die Mutter lag am Fußende des Bettes wie im Krampf. Dann und wann riß sie die Augen auf und ächzte: „Nett im Krieg, nett im Krieg, grad jetzt!“

In dumpfer Trauer gingen Wochen ins Land. Niemand wagte die Frau zu trösten. Täglich gting sie zum Friedhof, und wenn niemand da war, sagte sie leise und zärtlich: „Holde, gelt, komm'sch widder, i hab doch des Gelübde getan.“

Sie sah nicht, wie der Bauer abkehrte und die Tochter bleicher wurde. Man begann für sie zu fürchten. Da hatte sie einen Traum.

Ihr Gotthold stand da und sagte: „Guck, Mutter, wenn d' so weiter machsch, muß 's Luise a noch hergewe, un an d' Anna denklig a gar nett un an de Vater.“

Sie sagte keinem Menschen von dem Traum. Am Morgen aber nahm sie ihre Tochter in den Arm, strich ihr über den Scheitel und sagte leise und innig: „Luise“.

Erscheinungen, Wallfahrten und Wunder.

Verse eines katholischen Menschen.

Ein neuer Romantiker? Ein Auferstandener aus der Zeit der Dicht, Schlegel, Novalis? O, es ist gar nichts Mittelalterliches an ihm*).

Seine Sehnsucht geht nicht nach verklungenen Zeiten, berauscht sich nicht an einer Kultur, da vielleicht — vielleicht! — Menschsein und Gotteskind-Sein eines war. Seine Verse fingen nicht von Domen und romantischen Ektasen; alles Gefühl, das rückwärts schaut, liegt ihm fern.

Er ist ein moderner Mensch.

Aber moderner Mensch ebensowenig im Sinne eines aufgeklärt sich geberdenden Naturwissenschaftlers. Weileibe kein Materialist. Und steht doch bei all dem Wirakel und Seltam-Heiligen tief in einer ganz klaren, bodenständigen Wirklichkeit.

Ein Katholik des 20. Jahrhunderts: einer, dem Katholizismus naive Verfinnbildung des zutiefst Unerkennbaren bedeutet. Ein Heide, der nicht Wotan und Freya und Donar und Balbur, Niesen und Alleen, Elfe und Trolle in der Natur, der unbegreiflichen, herumspudensieht, sondern Gott mit wallendem weißen Bart und die Jungfrau Maria, Sankt Nikolaus, die vierzehn Nothelfer, Sankt Pantraz, Sankt Wendelin und Sankt Lambert. Seine Heiligen sind Kerle. Sie kneifen der Jungfrau Maria aus und hocken sich mal zu den Gottverächtern in die Schenke. Steigen zornerkfüllt von ihrem Postament

*) Jakob Kreier: Der lebendige Gott. Verlag G. Diederichs, Jena.

dem frömmsten und schönsten Kind der Pfarrei nach, das auf Liebespfaden wandelt — um, von Nachtigallenschlag betört — selber ganz heidnisch zu singen:

Hörst Du nicht Gott aus allen Dingen
Zur heiligen Liebesfeier singen?
Erlennst Du nicht, wie Jahr um Jahr
Der Schöpfer groß und wunderbar
Sich selbst vollbringt —
Wenn er, zu Kraut und Wurm sich beugend
Wenn er aus jeder Blüte zeugend
Im Nebel um die Erde schwingt?
Die in Gründen,
Die in Büsten
Heut zum Leben sich erlösen:
Sei gelobt! singt jedes Wesen.
Duftet, ihr Blüten,
Quellen, o taut:
Alles ist zwiefach — Jüngling und Braut.
Heil euch, ihr göttlich zur Zeugung erglühten!

So singt er seine Naturlieder und frommen und unfrommen Legenden — obwohl man hier weder von Liedern noch von Legenden sprechen sollte. Es sind Verse, Beilen, nach einem ungeschriebenen Geses geschrieben. Aber in diesen Beilen lebt eine, einzelne und seltene, Mischung von Kunst, habenhafter Erinnerung, reife, fast lächelnde Kraft, im Sinnbild ein Ewig-Wahres zu verstehen und allerlesten Endes eine ganz vorbehaltlose Religion zum All. Katholisch verbrannter Pantheismus würde der sagen, der diese Verse irgendwie in eine Richtung der Weltanschauung und des Gott-Eriebens einzwängen will.

Name ist Schall und Rauch. Hier, wie bei jedem Ding. Was Wert und Geltung hat, ist die Kraft des Eriebens. Walt Whitman hat ähnliches empfunden; und anders gesagt. Hier sagt ein westfälischer Bauernsohn, in katholischem Umkreis erwachsen, das gleiche. *Te domum laudamus. Mensch, Tier, Gott, Teufel, Grassalm, Heilige, Messe und Gewitter, Sternenhimmel, Abendrot und die Jungfrau Maria: alles nur Symbol. Tiefes und farbiges Sinnbild für einen, der Gottfucher ist und Gottfinder ... denn beides ist eins. In diesem hellklingenden Buch, das vielleicht kein großer Dichter, aber ein klarer und besinnlicher Mensch geschrieben hat, lebt so etwas wie eine moderne katholische Naturmystik: eine Weltbeachtung, die das Geheimnis sieht in den kindlichen Bildern der katholischen Tradition, und sie drum nicht verachtet oder sich über sie ärgert, sondern sie gerade um dieser naturnahen Kindlichkeit willen liebt ... wie wir andern die alten deutschen primitiven Tafeln jener Zeit, bunt bemalt; oder ein Kreuz im Elztal in seinem naiven Futurismus — auch ohne an all das in seiner greifbaren Anschaulichkeit zu glauben. Man möge sich diesen Jakob Kneip merken — ein Franziskus von Pfiffel, der ein deutscher Bauernsohn aus Westfalen ist und einige Jahrhunderte später geboren, aber naturnah und fromm wie jener.*

Rolf Gustaf Haebler.

Hindurch mit Freuden!

Von Ludwig Finsch.

In einer hübschen Sammlung „Des Reiches Sonnenwende“ hat die Mehrzahl der schwäbischen Dichter zum Kriegsausgang und zur Revolution das Wort ergriffen, dabei einen Ausblick getan und, wie es leider dringendstes Gebot ist, flammende Aufrüttelung gepredigt. Wie natürlich, haben Lillienfeld, Ehrler, Schuffen, Supper, Schieber, Bodmann und Finsch und wie sie sonst noch heißen unsere Dichter aus der dichterischen Südwestecke unseres Vaterlandes, in diesen Aufsätzen verschiedene Standpunkte eingenommen, aber alle sind sie einig in der Zueversicht, daß das deutsche Volk trotz alledem und alledem aus der Not herauskommen wird, wenn es sich zur Pflicht und Arbeit zurückfindet. Die Dichter sind in der Regel keine Politiker, weil ihr eigentliches Reich nicht von dieser Welt ist, aber sie sind in ihrer seelischen Selbsthörigkeit, die sich bis zur Seher- und Prophetengabe steigern kann, trotzdem auch in der Staatskunst kluge Wegweiser. Darum soll ihren Worten in der Hochspannung politischer Zeit lauter Widerklang werden.

Einer der genannten Schwaben, Dr. Ludwig Finsch, ist fast ein badischer Landsmann geworden. Er hat eine Karlsruherin zur Frau, wohnt in Gienhofen und tat im Krieg als Landsturmmarsch Dienst im Lazarett zu Montiano. In seiner glühenden, einfach-volkstümlichen und grundsätzlichen und ehrlichen Art hat er in einem in diesen Tagen in der Deutschen Verlagsanstalt Stuttgart erschienenen Büchlein „Hindurch mit Freuden“ der deutschen Jugend eifervolle, zornig-optimistische Kopitel gewidmet. Die zwölf Stücke, denen man den Spruch vorsetzen kann: „Das Leben überblüht den Tod“ nehmen in ihrer Kritik des Geschehens der verflochtenen Monate als schwäbische Erzeugnisse kein Blatt vor den Mund, heranziehen in ihrer Gläubigkeit, richten den Jünglingen auf, geben dem Schwankenden Halt und sind solchermaßen ein liebes und trostvolles Sonntagsbüchlein geworden, das hiermit unsern Lesern empfohlen sei. Als Probe folge das anfangs April geschriebene Stück, das obige Ueberschrift trägt.

Wenn ich heute im Ausland lebte und davon läse, wie es in Deutschland zugeht, niemand könnte mich halten; ich ginge heim, um mit meinem Volk zu sterben und zu verderben. Denn ich gehöre zu ihm.

Nun lebe ich in Deutschland und sehe mit meinen Augen. Den Volksstaat. Noch ungleich und wellenförmig, hier bürgerlich-sozialistisch, dort Mätterepublik, von Wenigen einem Lande aufgezungen, da wirre Gewalt Herrschaft und sinnloser Streik. Dennoch verzweifle ich nicht. Denn ich sehe, wie sich allerorten Kräfte regen, unbekümmert um die Geister, die verneinen und zerstören, Kräfte des Werbens und Schaffens. Unsere Jüngsten, Besten sind am Werke. Das ist ein Feuer wie bei der Welterschaffung:

Nachdruck sämtlicher Artikel verboten — Für unbeantragte Verantwortlicher Leiter: Gustav Reppert. — Druck und Verlag

zu helfen und zu schöpfen und das Chaos zu durchdringen mit reinem Geiste. Wenn ich das nicht wüßte, ich könnte die Erde nicht tragen. Fromm sind sie und ehrfürchtig. Ideallisten, aus dem Stamme Schillers, nicht vereinzelt, sondern viele. Alles Junge, Lebendige strömt ihnen zu. Wie sie heißen, ist unerlet, Name ist Schall und Rauch; Freideutsche im Norden, Großdeutsche Jugend in München, Jünglinge, Mädchen, rein in der Seele und lobend; unsere Zukunft wächst heran. Sie gehen mit dem Volk. Sie gehören keiner Partei an. Irgendwo ist jede Partei vom Nebel. Irgendwo hat jede Partei ihr Gutes. Man kann national und international sein, so gut wie Deutscher und Mensch; jedes an seinem Plaze. Man kann Bürger und Spartakist sein, in beidem stecken lebensfähige Keime. Ein Sozialdemokrat ist mein Bruder wie ein Adliger, denn sie sind Deutsche und wollen das Rechte. Ihre Gedanken fallen auseinander, wenn sie nicht die Liebe verbindet. Sie ist das Band, der einigende Kitt, die Flamme, die sie zusammenschmelzen und erheben kann über das Trennende hinaus. Es gehört nur Vertrauen dazu, das Bewußtsein, daß wir immer noch Brüder sind im Wirbel der Welt, daß jeder wahrhaftig nicht den Untergang, sondern das Leben und Gedeihen des anderen will. Ich will es. Und du willst es auch. Und du, Bruder, und du? Die Sonne wollen wir wieder, die warme lebenspendende Sonne, und die fruchtbare Erde und den Frühling und Vogelzwitschern und Kinder- und Mutterglück, und siehe — ich habe es, es ist bei mir wie im Himmel. Du hast es auch, sobald du willst. Tu deinem Anderen Gutes, und du hast es, bist reich wie ein König, und es fällt auf dich zurück als Segen und Glück. Nicht durch Mord und Raub wird die Welt besser und reicher, sondern durch Liebe. Versuche es. Lasset nicht ab, glaubet wieder aneinander; wie ich an euch glaube, und ihr werdet euch wieder erheben und die Achsning der Welt haben. Fange jeder im Kleinen an, heute und morgen, er wird glücklicher sein als gestern, und es wird sich erweisen, daß im letzten doch das Edle Recht behält und nicht das Unehle. Sonst wäre die Welt schon längst vergangen. Es muß immer ein Ueberschuß des Guten vorhanden sein über das Schlechte. Ich habe meinem neunjährigen Bublen erzählt von dem Generalstreik in Stuttgart. Er war ganz still. Dann sagte er: Wie dumm! Es ist doch so schön, recht fest zu schaffen, daß man sich ganz vergißt. Wenn ich am Abend im Bett liege und mich besinne, und ich habe am Tage bloß gespielt, ist es gar nicht so schön, und ich bin unzufrieden.“

Der Bub hat recht. Aus der Arbeit kommt uns Selbstbewußtsein und Freude, sie ist unsere Nährmutter und der Quell aller Reichtumschaffenheit. Ihr werdet die Arbeit nicht töten, sondern leben lassen und veredeln.

Das Merkwürdigste aber ist, daß ich des Glaubens bin, wir werden uns wieder aufrichten aus dem Staube und eines Tages gerechtfertigt dastehen inmitten der Völker und ihre Achtung haben, ehrlicher, fruchtbarer und schmerzlicher verdient als je in früheren Tagen. Der Mensch schafft sich sein Schicksal selber. Er darf nicht tatenlos die Hände in den Schoß legen und warten, was über ihn kommt.

Alles kommt, wie es kommen muß,
Blind, und nicht blind;
Nach stummen Gehehen fließt der Fluß
Und weht der Wind.
Alles erfüllt sich bis zum Schluß.
Man kann sich bücken und daran rücken,
Aber sich nicht ums Leben drücken.

Der Mensch ist mit den Augen und Ohren
Und mit der blühenden Pflicht geboren,
Ohne Wimmern
Rechtchaffen sich zurechtzumimmern,
An seinem Schicksal mitzukümmern,
Es zu runden und zu befrieden,
Es zu lösen aus seiner Haft,

Sich zu wehren mit aller Kraft,
Nur nicht, die Hände in Schoß zu legen
Und der fatten Ruhe zu pflegen.
Doch wenn er drüben vom anderen Reich
Fallen spürt den sicheren Streich,
Muß er erkennen der Gottheit Zeugen
Und sich stumm ihrem Walten beugen.

Uns ist nicht bestimmt, zu vergehen und zerrieben zu werden zwischen den Mahlsteinen. Wir sind härteren Stoffes. Wir werden unsere Prüfung überstehen und daraus hervorgehen narbenbedeckt, aber ungeboren — lebendig. Ich freue mich, ein Deutscher zu sein in dieser unerhörten Prüfung. Ich gedente mich zu bewahren. Und ihr?

Hört ihr's rauschen in den Bäumen wie ich: tapfer ist, wer das Leben trägt, auch wenn es unerträglich ist. So lege eure Hand in meine und tuet mit mir und saget mir nach den alten schwäbischen Herzogsprüch, der Wunder wirkt und schon vielen geholfen hat, der eifern ist und zum Ziele führt über alles Verderben und Streiten der Welt hinaus, den Spruch der jungen Deutschen und der deutschen Jugend:

Hindurch mit Freuden!
Ja, ich hab's im Sinn.

Manuskripte wird keine Verantwortung übernommen.
der C. F. Müllerischen Buchhandlung m. b. S.